

I. Advent

1. Thessalonicher 5, 1–5

1. Thess 5, 1–11 hat in der letzten Zeit manche Aufmerksamkeit gefunden. Gerhard Friedrich¹ hält den Abschnitt für einen nachpaulinischen Zusatz, dessen Verfasser „auf bedrängende Fragen nach dem Wann der Parusie bei nachlassender eschatologischer Erwartung Antwort“ gibt (S. 314). Christoph Demke² erkennt in genauem Gegensatz dazu in 1. Thess 5, 1–22 den echten Grundstock des im übrigen im wesentlichen nachpaulinischen Ersten Thessalonicherbriefs. Beide Untersuchungen weisen je in ihrer Art darauf hin, daß der 1. Thess ein literarisches Problem darstellt, das freilich schwerlich durch teilweise Unechtheitserklärung gelöst werden kann³. Friedrichs Argumente für den nachpaulinischen Ursprung von 5, 1–11 haben mich jedenfalls nicht überzeugt, und zwar um so weniger, als Wolfgang Harnisch eine eindringende Auslegung von 1. Thess 4, 13–5, 11 vorgelegt hat, die diesen Abschnitt auch als sachliche Einheit erweist⁴. Harnischs Untersuchung sei dem Prediger vornehmlich zur Lektüre empfohlen.

„Zeiten und Stunden“ (V. 1) sind eine stereotype Formulierung, die, wenn sie hier in einem apokalyptischen Kontext begegnet, die Zeiten und Fristen anspricht, die der Äonenwende nach göttlicher Setzung vorausgehen (vgl. Dan 2, 21; Apg 1, 7). Wer um den Stand der Zeiten weiß, kann die Stunde des Umbruchs der Äonen voraussehen.

Paulus führt dies Thema in der rhetorischen Figur der ‚praeteritio‘ ein (vgl. 4, 9): die Behandlung des Themas wird für unnötig erklärt, weil die Leser schon informiert sind; die dennoch erfolgende Behandlung kann um so eher mit dem Einverständnis der Leser rechnen.

Das gemeinsame Wissen von Apostel und Leser betrifft zunächst die Einsicht, daß Berechnungen überhaupt unangemessen sind; denn der Tag des Herrn kommt unvorhersehbar wie der Dieb (vgl. Lk 12, 39f. par). Möglicherweise liegt aber schon in dem Bild vom Dieb zugleich das Moment des Bedrohlichen,

1. Thess 5, 1–11, der apologetische Einschub eines Späteren. ZThK 70, 1973, S. 288–315.

² Theologie und Literarkritik im 1. Thessalonicherbrief, in: Festschrift für Ernst Fuchs, 1973, S. 103–124.

³ Ich halte an meiner literarkritischen Analyse der beiden Thessalonicherbriefe fest (in: Paulus und die Gnostiker, 1965, S. 89–157), freilich mit der Modifikation, daß ich 1. Thess 1, 1–2, 12 + 4, 2–5, 28 (= Brief B) nicht mehr für eine Einheit ansehen kann, sondern aus sachlichen und formalen Gründen auf zwei Schreiben aufteile, deren früheres 4, 13–5, 28, deren späteres 1, 1–2, 12 + 4, 2–12 umfaßt; vgl. schon E. Fuchs, in: Glaube und Erfahrung, 1965, S. 119. Zu Thess A (2. Thess 1, 1–12 + 3, 6–16) verweise ich noch auf meine Untersuchung „Der Römerbrief als historisches Problem“, 1975, S. 197 ff.

⁴ Wolfgang Harnisch, Eschatologische Existenz. Ein exegetischer Beitrag zum Sachanliegen von 1. Thess 4, 13–5, 11. 1973.

Katastrophalen, wie at. Stellen nahelegen (Jo 2,9ff.; Ob 5; Jer 49,9). Das Moment des *Verderbens* bestimmt dann neben dem der *Plötzlichkeit* *expressis verbis* das Bild von den Wehen, die über die Schwangere kommen, verbunden mit dem zusätzlichen Gedanken der Zwangsläufigkeit bzw. *Unentrinnbarkeit* („sie werden nicht entkommen“); vgl. zu der Dreifaltigkeit der Motive Harnisch a.a.O. S. 60ff.

Die drei Motive in V.2f. sind einzeln und in ihrer Summe ausschließlich negativ pointiert; denn so – plötzlich, verderblich und unentrinnbar – kommt der Tag des Herrn über die *Ungläubigen*. Sie trifft der Advent des Herrn um so vernichtender, je mehr sie sich in Sicherheit und Frieden wähen.

Diese Aussagen sind freilich nur die dunkle Folie, von der sich die tröstliche Anrede an die ‚Brüder‘ um so strahlender abhebt (V.4f.). So unnötig alle Berechnungen für die Ungläubigen sind, weil die Ankunft des Herrn ihnen plötzlich und unausweichlich das Verderben bringt, so unnötig sind sie auch für die Christen, weil diese längst die Todesgrenze überschritten haben, aus der Finsternis ins Licht getreten sind, am Tag des Herrn leben.

Die von Paulus gewählten Bilder beschreiben die Zeit der Christen radikaler als der verwandte Adventstext Röm 13,11–14, die Epistel des Sonntags, der Zeit und Stunde der Gemeinde auf die Scheide von Tag und Nacht ansetzt. Das Ziel ist freilich beidemal dasselbe: die Christen haben in Realisierung ihrer Zeit vom Schlaf aufzustehen (Röm 13,11) bzw. zu wachen und im Licht des Tages zu leben (1.Thess 5,6ff.).

Da der Predigttext mit V.5 abbricht, liegt allerdings unter Vernachlässigung dieser Paränese das ganze Gewicht der Perikope auf dem ‚Schon jetzt‘ des Heils, wie es in V.4f. ausgesagt wird. Folgt man, was zulässig und in unserer Zeit einer zunehmend gesetzlichen Verkündigung auch hilfreich ist, dieser Abgrenzung, wird die Aussage von V.4f. zum wesentlichen Skopos einer Predigt über 1. Thess 5,1–5, allerdings so, daß die Ansage des Heils V.4f. in Beachtung des Vorspruchs V.1–3 erfolgen muß, um jedes enthusiastische Mißverständnis von V.4f. (vgl. 2.Thess 2,2!) auszuschließen.

Der Skopos der Predigt würde dann in adventlichen Versen formuliert sein wie:

‚Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude ...‘,

oder:

‚Was der alten Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen war und was sie geprophezeit, ist erfüllt in Herrlichkeit‘,

oder:

‚... seid unverzagt, ihr habet die Hilfe vor der Tür; der eure Herzen labet und tröstet, steht allhier.‘

2.Kor 6,2 könnte die Predigt als Motto begleiten: ‚Siehe, jetzt ist die hochwillkommene Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils‘. Und der *cantus firmus* könnte lauten:

„Weicht, ihr Trauergeister, denn der Freudenmeister, Jesus, tritt herein.“

Die christologische Bestimmtheit des Gedankens von V.4f. liegt schon in dem ‚ihr aber, Brüder ...‘ beschlossen, das den Kreis der Gemeinde, der Kinder des Lichtes und des Tages, von den Kindern des Verderbens (V.2f.) abhebt. Stellen wie 2.Kor 4,4-6 und Kol 1,12-14 zeigen darüber hinaus, daß die Licht-Finsternis-Symbolik als geprägte Terminologie zum weiten Feld des Taufgeschehens gehört, das die Wende vom Unheil zum Heil, durch Christus heraufgeführt, anzeigt.

Das Urteil, die Gegenwart sei Zeit des Heils, beruht ja nicht auf der natürlichen Einsicht, daß Gott regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, sondern auf der glaubenden Anerkennung des Bekenntnisses, daß Jesus der ist, der als Bringer des eschatologischen Heils kommen sollte: der Christus Gottes. Zeit des Heils gibt es also nur für die Gerechtfertigten, die Gott aus der Finsternis herausgerufen hat in sein wunderbares Licht (1.Petr 1,9). Deshalb gibt es Adventszeit im Sinne von V.4f. nicht ohne Entscheidung und Scheidung, nicht ohne jenes Ja, das ein Nein einschließt, nicht ohne das ‚Mit Ernst, o Menschenkinder ...‘. Adventspredigt ist Predigt heilvoller Krisis.

Dabei gibt V.3 deutlich und ganz im Sinne zentraler paulinischer Theologie den Maßstab der Krisis an und läßt erkennen, in welcher Weise Gottes Kinder als Lichte scheinen mitten unter einem verderbten und verkehrten Geschlecht (Phil 2,15): durch die Preisgabe aller eigenen Sicherheit und des selbstgeschaffenen Friedens; positiv: ‚indem ihr haltet an dem Wort des Lebens‘ (Phil 2,16). Trifft es zu, daß, wie Harnisch erneut gezeigt hat, Paulus in V.2f. (gnostische?) Enthusiasten im Auge hat, „deren Vollendungsbewußtsein (*securitas*) durch den Fortgang der geschichtlichen Zeit ebensowenig tangiert wird wie durch die Erwartung einer angeblich noch ausstehenden Zukunft“ (a.a.O. S.80), so kann man die theologische Prägnanz des ‚Friede und Sicherheit‘ von V.3 nicht leicht überschätzen. Alle selbstgeschaffene Sicherheit, sei sie in Weltanschauung (Ideologie), in Weisheit (Wissenschaft) oder in Werken (Leistung), sei sie im Religiösen (Enthusiasmus) oder im Materiellen (Brot allein), im Moralischen (Sozialismus) oder im Unmoralischen (Ausbeutung), im Vollzogenen (Reaktion) oder im Erstrebten (Terrorismus) verankert, unterliegt dem unausweichlichen Untergang, dem unvermeidlichen Verderben. Über dem allen liegt nicht nur die Dunkelheit der Frustration, sondern die eschatologische Finsternis selbst.

Im Licht steht demgegenüber, wer alle Sicherheit fahren und sich in die Hände Gottes fallen läßt, dessen gewiß, daß nichts ihn von der Liebe des verborgenen Gottes scheiden kann, die in Jesus Christus offenbar wird. In der Gnade, die alle Sicherheit tötet, liegt die Gewißheit des Lebens.

Ist *diese* Scheidung einmal erfolgt, dann gilt damit freilich das großartige ‚Ihr alle ...‘ von V.5. Im Zeichen der eschatologischen Scheidung „in Christus“ verlieren selbst die unaufhebbaren natürlichen und gesellschaftlichen Unterschiede ihre trennende Kraft: Mann und Frau, Jude und Grieche, Reiche und Arme, Junge und Alte, Begabte und Unbegabte, Heilige und Verbrecher ... sie alle sind, weil und wo Advent wurde, also im Zeichen der Rechtfertigung des Gottlosen, ‚eines in Christus Jesus‘.

Das im vorliegenden Zusammenhang wichtigste Charakteristikum der adventlichen Zeit ist die dem Christen gegebene Erlaubnis, die Last der Vergangenheit – Gutes und Böses, Geglücktes und Mißlungenes, Erreichtes und Versäumtes – und die Sorge um die Zukunft – Erhofftes und Befürchtetes, Angst und Selbstvertrauen –, also die Trabanten *unseres* Strebens nach Frieden und Sicherheit, ‚auf Gott zu werfen‘ und ‚im Meer seiner Gnade zu versenken‘, um so die Freiheit zu gewinnen, ‚augenblicklich‘ zu leben. In der Zeit des Advents Gottes braucht der Christ andere Zeiten und Stunden nicht mehr zu berechnen; *seine* Zeit ist allezeit unmittelbar zu Gott und erste sowie letzte Zeit (vgl. EKG 45).

Wie ist unsere Situation *vor* dem Advent, jenseits der Gnade?

„Angst und Erinnerung nehmen den homo sapiens dieser zweiten Jahrhunderthälfte in die Zange. Ohne daß es für ihn ein Ausruhen in der Mitte – der Gegenwart – gäbe, wie es früher dem Frommen möglich war.“⁵

Schon Pascal urteilte auf der Schwelle zur Neuzeit:

„Niemals halten wir uns an die Gegenwart. Wir nehmen die Zukunft vorweg, als käme sie zu langsam, als wollten wir ihren Gang beschleunigen; oder wir erinnern uns der Vergangenheit, um sie aufzuhalten, da sie zu rasch entschwindet: Torheit, in den Zeiten umherzuirren, die nicht unsere sind, und die einzige zu vergessen, die uns gehört, und Eitelkeit, denen nachzusinnen, die nichts sind, und die einzige zu verlieren, die besteht ... Wer seine Gedanken prüft, wird sie alle mit der Vergangenheit und der Zukunft beschäftigt finden. Kaum denken wir je an die Gegenwart, und denken wir an sie, so nur, um hier das Licht anzuzünden, über das wir in Zukunft verfügen wollen. Niemals ist die Gegenwart Ziel; Vergangenheit und Gegenwart sind Mittel, die Zukunft allein ist unser Ziel. So leben wir nie, sondern hoffen zu leben, und so ist es unvermeidlich, daß wir in der Bereitschaft, glücklich zu sein, es niemals sind“ (Pensées 172).

Luther soll dagegen gesagt haben: „Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ Tatsächlich läßt sich dies Wort bei Luther nicht nachweisen. Aber er könnte es gesprochen haben. Alle Last der Vergangenheit stellte er unter die Realität der Taufe, die den alten Menschen mit Christus begraben sein läßt; und von der Veste Coburg schreibt er: ‚Wir haben nicht künftige Katastrophen zu weissagen, sondern ein-

⁵ Kurt Ihlenfeld, Stadtmitte, 1964, S. 20.

fach zu glauben und zu vertrauen.' Diese christliche Gelassenheit unterscheidet sich als Gelassenheit des Glaubens weit von der stoischen Ruhe; denn sie gründet nicht in der souveränen Einsicht in die Unvermeidlichkeit des Geschicks, sondern in der Selbstpreisgabe an die Gnade Gottes. Sie kann sich deshalb mit reformatorischem Elan verbinden.

Gottfried Benn hat, von ‚Luthers‘ Wort beeindruckt, den Gedanken adäquat in Verse gefaßt:

„Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?
 Mir ist es gleich – auch Untergang ist Traum –
 ich stehe hier in meinem Apfelpfad
 und kann den Untergang getrost erwarten –
 ich bin in Gott, der außerhalb der Welt
 noch manchen Trumpf in seinem Skatblatt hält –
 wenn morgen früh die Welt zu Brüche geht,
 ich bleibe ewig sein und sternestet –
 meinte er das, der alte Biedermann
 und blickt noch einmal seine Käthe an
 und trinkt noch einmal einen Humpen Bier
 und schläft, bis es beginnt – frühmorgens vier –
 dann war er wirklich ein sehr großer Mann,
 den man auch heute nur bewundern kann“ (1950)⁶.

„Bewunderung“ ist hier freilich nur als Betroffenheit über solche Möglichkeit, menschliches Dasein glaubend zu verstehen und zu verwirklichen, am Platz sowie als Versuch existentiellen Einverständnisses mit dem Angebot dieser Möglichkeit.

Eine Adventspredigt über 1.Thess 5,1-5 darf in diesem „bewunderungswürdigen“ Sinn das Glück des Gerechtfertigten verkündigen, der jeden seiner Tage als Tag des Heils leben und erleben darf. Sein Glück lebt nicht von der Illusion, alles sei in Ordnung oder in Ordnung zu bringen, nicht von der Einbildung einer heilen oder heilbaren Welt, nicht von der Verdrängung des Leidens, nicht von der Flucht aus der Wirklichkeit. Im Gegenteil. Es lebt vom Kreuz Christi her und bleibt darum auch im Kreuz wirklich. Es ist das Glück im Unglück, die Freude in allem Leide, das Licht inmitten der Finsternis. Es ist das Glück der Kinder Gottes, die noch als Sterbende ihr „Abba“ rufen, die Freude der Ohnmächtigen, die mit ihrem Gott über die Mauer springen.

Darum hat die Gemeinde Jesu Christi nicht nötig, die Zeiten und Stunden jenseits dessen zu erforschen, daß jede Stunde des Glaubens Gottes Stunde ist, jedes Heute, in Gottes Licht gelebt, ein Stück der Ewigkeit. Apokalyptische Berechnungen sind nicht mehr Sache des Christen, nachdem der Tag angebrochen ist. Der Christ hat es nicht nötig, seine Zeit im Geschwätz über jene Zeiten hinzubringen, die seine Zeiten (noch) nicht sind.

Damit vergeudete er die ihm gegebene Zeit des Heils zu seinem und seines Nächsten Schaden, für den er seine Zeit hat.

⁶ Vgl. Kurt Ihlenfeld, *Angst vor Luther?* 1967, S.316.

Die christliche Gemeinde wird angesichts unseres Textes erst recht nicht den virulenten säkularisierten Gestalten der Apokalyptik Raum geben, die Heillosigkeit der Gegenwart beklagend in dem Wahn, das Licht herbeireden- und wirken zu können. Damit würde der Duktus des Textes auf den Kopf gestellt und Evangelium und Gesetz, Gott und Mensch vertauscht. Wer könnte im Advent Gottes – V. 4f. – noch zum Stellvertreter Gottes werden wollen?

Der Blick in die Zukunft der Welt läßt, folgt man V. 2f., nicht den Himmel auf Erden, auch nicht die Befriedigung aller Bedürfnisse und die große Freiheit erkennen, sondern das „Verderben“, und zwar um so gewisser, je mehr die Menschen Frieden und Sicherheit für den Ertrag ihres Handelns halten. Wer die Augen vor der Wirklichkeit nicht verschließt und erkennt, daß unser berechtigtes Streben nach Völkerfrieden und sozialer Sicherheit, mit militärischer Abschreckung und technischer Naturbeherrschung arbeitend, zugleich an die Schwelle totalen Verderbens geführt hat, wird der apokalyptischen Drohung V. 3 mehr Vertrauen schenken als den verzweifelten Prognosen, daß man sich mit besserem Willen (woher nehmen?) oder anderen Strukturen (welchen?) flugs aus dem alten Äon auf die Höhe der goldenen Zeit schwingen könne. So leben *wollen*, heißt nie zu leben.

Der christliche Glaube hält dafür, daß dieser Welt in ihren ureigensten Dingen nichts besser dient als die Gelassenheit des Glaubenden, die in aller Nüchternheit erlaubt, die Chance des Tages wahrzunehmen und im Licht zu leben, das in die Welt gekommen ist. Was brauchte eine Welt wie die unsere auch um der kommenden ‚Heute‘ willen mehr als die heilende Kraft der Liebe? Woher sollte die Kraft zu bedingungsloser Liebe kommen, wenn nicht aus der Geborgenheit und Gelassenheit des Glaubens? Wie sollte Heil in die Welt kommen, wenn nicht durch das gekommene Heil? Oder kann die Finsternis das Licht gebären?

Walter Schmithals/Berlin

Göttinger Predigt- meditationen

4. Vierteljahresheft 1975

30. Jahrgang

Heft 1

Ordnung der Predigttexte · Vierte Reihe

1. Advent bis
Sexagesimä

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen